

Gemeinschaft, Wahrheit

Ich muss mich korrigieren.

Vor einiger Zeit schrieb ich von zwei Formen der Gemeinschaft. Da war auf der einen Seite die Bekenntnisgemeinschaft: Man tritt in etwas ein, das schon da ist. Ein Fußballverein etwa bietet ein niedrigschwelliges „Wir“ an. Man muss nicht erst begründen, warum man dazugehört. Man zieht das Trikot an, geht ins Stadion, kennt die Lieder, freut sich mit anderen oder leidet mit ihnen.

Auf der anderen Seite sah ich eine Gemeinschaft des Arguments, des Gedankens. Sie entsteht nicht dadurch, dass irgendwo bereits ein „Wir“ wartet. Vielleicht beginnt sie sogar mit dem Gegenteil: mit Erschrecken, mit Irritation, mit Einsamkeit. Jemand sieht etwas, hält etwas nicht mehr aus, formuliert einen Gedanken und sucht andere, die ihn verstehen oder teilen. Darin sah ich eine Nähe zur Politik.

Die Unterscheidung gefiel mir. Vielleicht ein bisschen zu gut. Denn inzwischen glaube ich nicht mehr, dass sie trägt.

Das heißt nicht, dass an ihr alles falsch war. Fußballverein und politische Initiative eröffnen tatsächlich unterschiedliche Zugänge zu Gemeinschaft. Auch ihre Sprache unterscheidet sich. Aber ich hatte aus zwei Beobachtungen sehr schnell zwei Formen gemacht. Und je länger ich darüber nachdenke, desto stärker entsteht in mir der Verdacht, dass ich damit dem Phänomen Gemeinschaft eher meine Ordnung aufgeprägt als seine eigene Vielfalt wahrgenommen habe.

Also noch einmal. Nicht beim Fußballverein anfangen. Nicht bei der Partei. Nicht bei der Theorie. Bei mir.

Wenn ich mich in meinem eigenen Leben umsehe, entdecke ich Gemeinschaft zunächst in meinem Singkreis. Wir treffen uns, weil wir gerne miteinander singen. Das klingt banal, ist es aber nicht. Denn dieses gemeinsame Interesse trägt durchaus weit, aber eben nicht unbegrenzt. Manche von uns kennen sich schon lange. Freundschaften sind entstanden. Gemeinsame Erinnerungen haben sich angesammelt. Und trotzdem kann irgendwann ein anderes Interesse stärker werden.

Die Lebensalter verändern sich. Die Stimme will vielleicht nicht mehr ganz so wie früher. Dafür werden Enkel wichtiger. Termine konkurrieren miteinander. Kräfte werden knapper und müssen gebündelt werden. Dann bleibt jemand weg.

Nicht aus Protest.

Nicht weil die Gemeinschaft zerbrochen wäre. Sondern weil anderes im Leben wichtiger geworden ist. Schon hier wird es schwierig, Gemeinschaft sauber zu definieren.

Meine Freunde wiederum kenne ich meist schon sehr lange. Diese Gemeinschaft funktioniert anders. Sie ist belastbarer und weniger auf Höflichkeit angewiesen. Sie übersteht bei manchen sogar mehrjährige Wüstenzeiten. Wir hören lange nichts voneinander, treffen uns wieder – und können erstaunlich schnell an etwas anschließen, das offenbar die ganze Zeit nicht verschwunden war.

Ein Freund darf mich auch fordern.

Vielleicht sogar an den Rand bringen.

Das Merkwürdige an Freundschaft ist, dass sie sich oft gar nicht mehr erklären muss. Sie fühlt sich ein. Sie trägt eine gemeinsame Geschichte mit sich herum, die irgendwann so tief abgesunken ist, dass Sprache nur noch kleine Zeichen geben muss.

Manchmal reichen ein paar kurze Sätze. Für Außenstehende wären sie beinahe bedeutungslos. Für uns können sie eine ganze Einschätzung enthalten.

Sprache schafft Gemeinschaft. Aber offenbar schafft Gemeinschaft irgendwann auch ihre eigene Sprache.

Dann die Nachbarschaft.

Sie gefällt mir besonders, weil sie sich einer großen Gemeinschaftstheorie beinahe spöttisch entzieht.

Nachbarschaft lebt von Halbdistanz.

Von einigen Nachbarn weiß ich ziemlich viel, von anderen sehr wenig. Manche sehe ich häufig, andere kaum. Eine Nachbarin hat mich in ungefähr dreißig Jahren zweimal angerufen.

Zweimal. Beide Male ging es um etwas Existenzielles.

Beide Male trat ich plötzlich sehr weit in ihr privates Leben hinein, weil schnelle Hilfe notwendig war. Und beide Male zog ich mich danach ebenso selbstverständlich wieder zurück.

Keine neue Vertrautheit musste daraus entstehen. Keine regelmäßigen Gespräche. Keine Vertiefung unserer Beziehung. Die Gemeinschaft blieb, wie sie vorher gewesen war.

Halbdistanz.

Andere Nachbarn haben versucht, diese Gemeinschaft stärker zu institutionalisieren. Regelmäßige Feiern. Im Advent jeden Sonntagabend für eine Stunde zusammenkommen.

Mir war das zu viel.

Früher gab es einmal die Idee eines jährlichen Kürbisfestes. Das fand ich sehr schön. Zwei oder drei Mal hat es funktioniert, dann versandete es wieder.

Auch das scheint mir inzwischen bemerkenswert.

Vielleicht besteht gelingende Gemeinschaft manchmal gerade darin, nicht zu viel Gemeinschaft aus ihr machen zu wollen.

Die Familie wiederum hat ihre eigenen Gesetze.

Sie lasse ich sehr nahe an mich heran. An meinen inneren Sternenhimmel, an dieses unfertige Neuronengewitter, in dem Gedanken herumfliegen, zusammenstoßen, auseinandergehen, plötzlich ein Bild ergeben und kurz darauf wieder verschwinden.

Meine Familie bekommt davon ziemlich viel mit.

Manchmal zu viel.

Dann verdreht jemand die Augen. Oder hört nur noch halb zu. Oder steigt aus meinem Gedanken aus, während ich selbst gerade erst Fahrt aufgenommen habe.

Auch das gehört dazu.

Vielleicht besteht familiäres Glück gerade darin, dass Nähe und Ferne nicht ständig ausgehandelt werden müssen. Dass Freiheit und Gemeinschaft, Akzeptanz und Korrektur, Anteilnahme und Rückzug bruchloser ineinander übergehen können als anderswo.

Konflikte gibt es selbstverständlich.

Aber im günstigen Fall tragen selbst sie einen Schutzmantel.

Man weiß: Wir streiten miteinander, aber wir kündigen damit nicht gleich die Gemeinschaft auf.

Und schließlich die Ehe.

Auch sie ist eine sehr eigene Form von Gemeinschaft.

Wir haben sie bewusst institutionalisiert. Nicht aus finanziellen Gründen. Wir haben unsere Beziehung in eine Form gestellt, die lange vor uns da war.

Was genau das einmal bedeuten würde, wussten wir damals kaum.

Vielleicht weiß das niemand.

Und trotzdem beanspruchten wir diese Institution bereits im Voraus als eine Art Korsett: in guten wie in schlechten Tagen.

Das klingt feierlich und ist zunächst nichts anderes als ein Versprechen gegenüber einer Zukunft, die man nicht kennt.

Kinder gehen irgendwann aus dem Haus. So jedenfalls die Idee.

Ehe zielt anders. Sie nimmt lebenslange Gemeinschaft in den Blick.

Und mit den Jahren kann diese Gemeinschaft so tief in das gemeinsame Leben hineinwachsen, dass auch sie wieder unter die Sprache reicht. Man kennt nicht nur die Sätze des anderen, sondern manchmal schon den Weg, auf dem sie entstehen.

Ein gemeinsames Neuronengewitter vielleicht.

Warum erzähle ich das alles?

Was haben Singkreis, Freundschaft, Nachbarschaft, Familie und Ehe mit Politik zu tun?

Und warum mache ich aus meiner eigenen früheren Unterscheidung ein solches Problem?

Man könnte doch einfach sagen: Gemeinschaft ist vielfältig. Natürlich kann man sie aus verschiedenen Perspektiven unterscheiden. Nach Dauer. Nach Nähe. Nach Institutionalisierung. Nach Freiwilligkeit. Nach gemeinsamen Interessen. Nach gemeinsamer Geschichte.

Alles richtig.

Aber mir geht es um etwas anderes.

Ich habe in den vergangenen Tagen darüber nachgedacht, dass Sprache sich bewähren muss. Ich dachte dabei besonders an politische Sprache und an Gesetzessprache. Begriffe greifen in Wirklichkeit ein. Sie ordnen. Sie ziehen Grenzen. Sie schaffen Möglichkeiten und versperren andere.

Wenn das stimmt, darf ich diese Forderung nicht nur an Verwaltungen, Parlamente und Gesetzgeber richten.

Sie gilt auch für den, der über Gesellschaft nachdenkt.

Also auch für mich.

Vielleicht ist das sogar eine Frage der intellektuellen Hygiene: Wenn ein Begriff die Wirklichkeit zu schnell erklärt, sollte man misstrauisch werden.

Meine erste Unterscheidung erklärte mir zu viel.

Der Sternenhimmel meldete sich.

Sorry: mein Sternenhimmel.

Da war dieses leise Unbehagen: Das reicht nicht. Schau noch einmal hin.

Also schaute ich hin.

Und dabei bemerkte ich noch etwas.

Ich schaue nicht voraussetzungslos.

Ich habe ein Erkenntnisinteresse.

In der Sprache der Kritischen Theorie ist das beinahe eine Selbstverständlichkeit, aber im eigenen Denken vergisst man es leicht. Auch eine Methode ist nicht unschuldig. Schon die Frage, die ich stelle, bestimmt mit, was mir sichtbar wird.

Ich denke über Gemeinschaft nicht nach, weil ich eine möglichst elegante Theorie der Gemeinschaft entwickeln möchte.

Ich denke darüber nach, weil mich die politische Kultur beschäftigt.

Weil ich nach Möglichkeiten suche, wie Menschen in einer pluralen Gesellschaft miteinander leben, sprechen und handeln können, ohne dass aus jeder Differenz sofort Abgrenzung und aus jedem Konflikt Feindschaft wird.

Das ist mein erkenntnisleitendes Interesse.

Und gerade deshalb muss ich vorsichtig sein.

Denn ein Erkenntnisinteresse kann den Blick schärfen.

Es kann ihn aber auch verengen.

Wenn ich nach einer neuen politischen Kultur suche, darf ich Gemeinschaft nicht zuerst danach fragen, wie sie meiner Meinung nach sein sollte. Ich muss ansehen, wie Menschen heute tatsächlich Gemeinschaft leben.

Warum sie Gemeinschaft aufsuchen.

Warum sie bleiben.

Warum sie sich zurückziehen.

Warum ihnen manchmal Nähe guttut und manchmal Halbdistanz.

Warum eine Gemeinschaft jahrzehntelang tragen kann, obwohl man einander kaum sieht.

Warum eine andere trotz regelmäßiger Treffen zerfällt.

Warum Menschen Verbindlichkeit suchen.

Und warum sie manchmal gerade vor zu viel Verbindlichkeit fliehen.

Das alles gehört zum Phänomen.

Vielleicht muss politische Theorie gelegentlich genau dort wieder anfangen: im Gewöhnlichen.

Nicht, weil das Private einfach politisch wäre.

Sondern weil eine Gesellschaft aus Menschen besteht, die bereits Erfahrungen mit Nähe, Distanz, Zugehörigkeit, Verlässlichkeit, Freiheit und Bindung mitbringen.

Eine politische Kultur beginnt nicht auf leerem Boden.

Und damit taucht plötzlich noch ein Wort auf, das mir eigentlich gar nicht recht ist.

Werte.

Immer wieder ist zu hören, unsere Gesellschaft brauche gemeinsame Werte. Gerade wenn vom gesellschaftlichen Zusammenhalt die Rede ist, steht dieser Begriff schnell im Raum.

Vielleicht stimmt das.

Vielleicht auch nicht.

Jedenfalls möchte ich inzwischen genauer wissen, was damit gemeint ist.

Denn mein kleiner Rundgang durch die Gemeinschaften meines Lebens macht mich vorsichtig.

Mein Singkreis hält sich nicht aufgrund eines gemeinsamen Wertekatalogs.

Meine Nachbarin musste vor ihrem Anruf nicht prüfen, ob wir dieselben Überzeugungen teilen.

Freundschaften können erhebliche Unterschiede aushalten.

Familien erst recht.

Und eine Ehe lebt gewiss nicht davon, dass zwei Menschen über Jahrzehnte in allen Fragen dieselben Werte vertreten.

Also was meinen wir, wenn wir sagen, gemeinsame Werte hielten eine Gesellschaft zusammen?

Ich möchte diese Frage hier gar nicht beantworten.

Aber ich möchte sie stellen.

Denn Werte können verbinden.

Wenn sie allerdings zur Eintrittskarte in Gemeinschaft werden, müsste man sofort weiterfragen:

Wer steht an der Tür?

Und wer kontrolliert die Karte?

Vielleicht liegt genau dort die Gefahr einer Sprache, die zu schnell weiß, was Gemeinschaft ist.

Aus einer Beschreibung dessen, was Menschen verbindet, wird unversehens ein Zulassungsverfahren.

Deshalb möchte ich vorerst bei der Beobachtung bleiben.

Gemeinschaft ist offenbar vielgestaltiger, eigensinniger und verletzlicher, als meine erste Unterscheidung es zuließ.

Sie kann sehr nah sein und erstaunlich fern.

Sie kann täglich gepflegt werden oder Jahrzehnte in Bereitschaft liegen.

Sie kann institutionell gestützt oder gerade durch zu viel Institutionalisierung beschädigt werden.

Sie kann aus gemeinsamen Interessen entstehen und deren Ende überleben.

Sie braucht manchmal viele Worte.

Und manchmal fast keine.

Vielleicht ist das noch keine Theorie.

Vielleicht sollte es auch noch keine sein.

Denn bevor ich eine politische Theorie der Gemeinschaft entwerfe, sollte ich wohl lernen, Gemeinschaft genauer zu sehen.

Auch das hat mit Wahrheit zu tun.

Wahrheit ist vielleicht nicht ewig verfügbar. Sie erscheint in Sprache, in Situationen, in Perspektiven. Auch mein Blick ist geschichtlich, biografisch und von Interessen geprägt.

Aber daraus folgt nicht, dass Wahrheit beliebig wäre.

Wahrheit ist.

Das ist ein hoher Anspruch.

Vielleicht sogar ein unbequemer.

Denn wenn es Wahrheit gibt, dann kann mein eigener Gedanke an ihr scheitern.

Dann darf ich mich nicht darauf zurückziehen, dass meine Theorie doch irgendwie auch eine mögliche Perspektive sei.

Manchmal muss ich sagen:

Nein.

Das erklärt zu wenig.

Denk noch einmal darüber nach.

Vielleicht bedeutet Denken deshalb nicht nur, am inneren Sternenhimmel neue Verbindungen zu entdecken.

Manchmal bedeutet Denken auch, ein Sternbild wieder aufzulösen, das man selbst gerade erst eingezeichnet hat.

Die Sterne bleiben.

Nur die Linien waren meine.